



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie man ein Haus baut

Viollet Le Duc, Eugène Emmanuel

München, 1909

Kapitel XXVIII. Die Weihe des Hauses.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80845](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80845)

Kapitel XXVIII.

Die Weihe des Hauses.

Die Dinge hatten sich ganz in der Weise abgewickelt, wie es erwünscht gewesen. Die Malerarbeiten, die in den ersten Februartagen mit dem schönen Wetter begonnen worden, waren im April zusammen mit den letzten Nebenarbeiten zu Ende geführt worden. Herr von Gandelau war Ende Januar auf seine Güter zurückgekehrt; er hatte das Gärtchen, das das Haus umgab, anpflanzen lassen und diejenigen Stücke an Hausgerät bestellt, die für die Bewohnbarkeit unumgänglich nötig waren; alles übrige hingegen sollte dem persönlichen Geschmack seiner Tochter Ausdruck geben, der er daher die Auswahl überliess.

Marie hatte ihre Heimkehr zuerst für den Monat April, dann für den Mai angekündigt. In dem Briefwechsel zwischen der Mutter und ihr war von dem Hause seit Ausbruch des Krieges nicht mehr die Rede gewesen. Was ihr anfangs davon geschrieben worden, hatte Marie wahrscheinlich gar nicht ernst genommen. Und über den unheilschweren Ereignissen der Jahre 1870 und 71 waren dann wohl jene Absichten und Entwürfe auf beiden Seiten völlig in Vergessenheit geraten.

Paul legte grossen Wert darauf, dass eine Ueberraschung zustande käme, und hatte Frau von Gandelau himmelhoch gebeten, sie möchte der Schwester nichts von dem Hause sagen. Es versteht sich, dass Frau von Gandelau sich leicht und willig diesem Wunsche fügte.

So schrieb man denn Marieen, dass die Familie erst zum Pfingstfest wieder im Schlosse beisammen sein werde; der Vater habe bis dahin verschiedene Reisen zu machen, und sie möge sich daher vor dem genannten Zeitpunkt mit ihrer Rückkehr nach Frankreich nicht allzusehr beeilen. Am 8. Mai bekam dann Frau von Gandelau einen Brief aus Wien, der ihr ankündigte, dass das Ehepaar am 19. früh, am Pfingstsonntage, auf der dem Schlosse zunächst gelegenen Bahnstation absteigen würde.

Gross war Paulens Freude, als er diese Neuigkeit vernahm. Er würde ja dann ebenfalls daheim sein und an der Ueberraschung der Schwester seine Freude haben dürfen. Bis dahin hatte er in der beständigen Furcht gelebt, sie möchte zu einer Zeit kommen, da er auf der Schulbank sitzen müsse. Er hätte darin ein ungeheures Unglück erblickt. Nun aber ging er die Tage, die ihn noch von Pfingsten trennten, mit einem wahren Feuereifer an seine Arbeit, denn einer von den ersten wollte er in der Klasse sein, wenn er ins Schloss zurückkehrte, damit alle fröhlich und guter Dinge sein durften.

Der voll Ungeduld erwartete Tag der Heimfahrt war gekommen. In Anbetracht der weiten

Reise und der guten Zeugnisse hatte Herr von Gandelau erwirkt, dass sein Sohn schon Sonnabend früh in die Ferien geschickt wurde. Um 12 Uhr Mittags betrat Paul nach einer Abwesenheit von mehr als sieben Monaten wieder das Schloss. Es versteht sich übrigens von selbst, dass auch der Vetter zu dem Feste eingeladen ward. Paul fand kaum Zeit, die Mutter, den Vater und die kleine Schwester zu begrüßen und ein Frühstück einzunehmen; er verging vor Sehnsucht nach dem Hause.

„So sei doch nur ruhig,“ ermahnte die Mutter mehrmals, „es wird dir ja nicht davonlaufen.“ Beim Frühstück tat der Vater ein paar Fragen aus der Schule, Paul aber bearbeitete seinerseits den Vetter mit Fragen.

„Und wie machen sich die Tischlerarbeiten? und die Malereien? in welcher Farbe ist das Empfangszimmer ausgeführt? und hat der Bleigiesser Wort gehalten mit der Firstzier, die er aufs Dach setzen wollte?“

„Du wirst ja das alles sehr bald sehen; und von nun bis zum Anbruch der Nacht hast du Zeit genug, bis in die Einzelheiten hinein alles zu prüfen. . . Hab nur ein wenig Geduld! Ein Architekt muss vor allem geduldig sein.“

Das Aussehen des neuen Hauses hatte sich seit Paulens Fortgang recht verändert. Die Anfahrt war gesäubert und sorgfältig mit Kies bestreut worden. Die Fensterhölzer waren grün gestrichen; und da ein paar alte Bäume in der Nähe hatten erhalten

werden können, so empfing man von weitem den Eindruck, als sei das Haus längst bewohnt. Paul musste mehrere Luftsprünge machen, als er sah, wie schmuck und malerisch das Haus dalag. Als sie in das kleine Tal gelangten, fing er an zu rennen, um die Herrlichkeiten nur bald aus der Nähe sehen zu können, und der Vetter kam erst etliche Minuten nach ihm auf der Freitreppe an. Paul hatte vor seiner Abreise weder das Schutzdach über dem Eingang noch das Gewächshäuschen vor dem Billardzimmer gesehen; auch die Dacheindeckungsarbeiten waren damals noch nicht vollendet gewesen, und die Spitzen und die Firstzier hatten noch ganz gefehlt. Dann waren die Dachluken noch ohne die bekrönenden Kreuzblumen, die Fenster noch kaum eingesetzt und ohne Verglasung. Diese letzten Ausführungen aber sind der Randlinie zu vergleichen, mit der man eine Zeichnung umgibt, oder dem Rahmen, der ein Gemälde einfasst; ja, für ein wenig geübtes Auge bringen erst diese letzten Zutaten Bewegung in das Ganze, Licht und Schatten und Reinheit und die bis dahin noch vermisste Einheit.

Paul war von dem Anblick des Aeusseren befriedigt.

Und nicht minder gut sah das Innere aus, wenn es auch nach den ausdrücklichen Anordnungen Herrn von Gandelau's höchst einfach gehalten worden war; es gab kein angekleistertes Ornament, keine Vergoldung zu sehen. Der Vorsaal war rundherum von einem niedrigen eichenen Paneel bekleidet, das den

Türeinfassungen angepasst war und sie fortsetzte. Das Holz der Türen wie der Verkleidungen und der Paneele hatte seine natürliche Färbung beibehalten und war einfach mit Leinölfirnis getränkt und mit einem Ueberzug von Wachs und Harz versehen worden. Die Wandflächen über dem Paneel waren im Steinton gestrichen und durch ein paar rote Säumchen belebt worden, so dass sie dem ganzen Raum ein sauberes, freundlich-heiteres Aussehen gaben, das zum Nähertreten einlud. Das Empfangszimmer hatte eine anderthalb Meter hohe weiss gemalte Wandbekleidung erhalten; der Kamin war von ansehnlicher Breite und Höhe und konnte wohl einer vielköpfigen Gesellschaft Wärme spenden. Die Kamineinfassung war auch wieder mit Holz belegt, und auf den oberen Teil des Kamingemäuers hatte man in einen eichenen Rahmen hinein ein hübsches Bildchen malen lassen, das den Gutshof Herrn von Gandelau's, aus der Vogelperspektive gesehen, darstellte. Die Decke des Zimmers mit ihren beiden Unterzugsbalken und den hell getönten, mit schwarzen und weissen Linien belebten Deckenbalken liess den Raum grösser erscheinen und erzeugte dabei in der bernsteinfarbenen Beleuchtung, darein das Streiflicht des Tages ihre Lichter und Schatten tauchte, eine trauliche, wohnliche Stimmung. Zwischen der Decke und dem weissen Wandgetäfel war ein Tapetenbehang von bemalter Leinwand gespannt. Von diesem Hintergrunde hob der Kamin sich kraftvoll ab. Vielleicht hätte man beim ersten Betreten des Zimmers die rechte Helligkeit vermisst, wenn

nicht die weite Oeffnung des Billardzimmers die volle Lichtflut durchgelassen hätte, die durch das Gewächshäuschen und seinen grünen Pflanzenschmuck hereingeschossen kam. Was aber der Stimmung des Raumes in Paulens Augen von Anfang an den höchsten Reiz verlieh, das war der im Lichtglanze völlig gebadete Erkervorbau, den eine mit Perserdecken belegte Bank umgab. Auch das Billardzimmer war mit einem schönen eichenen Wandgetäfel umkleidet, und der Tapetenbehang daselbst ebenfalls von bemalter Leinwand. Den Erkeranbau schloss dort ein Vorhang ab, so dass man sich dahin zurückziehen konnte und sich dann wie in einem kleinen Privatgemach befand, das überdies eine reizende Aussicht nach drei Himmelsrichtungen hin darbot. Doch strömte nur eine milde, ruhige Lichtflut von dem pflanzengeschmückten Gewächshäuschen der Südseite her in dies Zimmer. Beinahe ebenso wie das Billardzimmer war das Speisezimmer ausgebildet worden; hier aber waren in Verbindung mit dem Wandgetäfel zwei mächtige eichene Kredenzschränke in die zu diesem Zwecke vorgesehenen Nischen eingebaut worden.

Paul stürmte nach dem Zimmer seiner Schwester hinauf. Das war von grosser Einfachheit: nur mit einem niedrigen braunen Wandgetäfel bekleidet und sonst ganz mit Kattunstoffen bespannt. Die Decke, die wieder ebenso behandelt war wie die Decken im Erdgeschoss, gab jedoch auch diesem Zimmer ein eigenes, freundliches Ansehen.

Da der Vetter sich mit einigen Handwerksleuten verabredet hatte, um noch ein paar Besonderheiten zu erledigen, so konnte er Paulen, der doch alles sehen wollte, nach Verlauf einer Stunde sich selber überlassen, so dass der nun nach Herzenslust in dem Hause herumschweifen durfte.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als man ins Schloss zurückzukehren gedachte.

„Na, kleiner Vetter, befriedigt dich dein Werk? und haben wir in deiner Abwesenheit die Sachen nach deinem Sinn erledigt?“

„Ich wollte wohl,“ erwiderte Paul, „dass es in Wahrheit mein Werk wäre, und beklage, dass ich die Arbeiten nicht bis zu Ende hab verfolgen dürfen; denn vor dem vollendeten Werk hab ich das Gefühl, als ob es zu der Zeit, da ich fort musste, beinahe ein Nichts gewesen wäre.“

„Mit den Bauwerken, mein Lieber, ist's gerade so wie mit allem übrigen Gebild von Menschenhand. . . . Du kennst ja die sprichwörtliche Redensart: *Finis coronat opus*. Das Ende bleibt die Hauptsache. Nicht etwa, dass es die grösste Arbeit oder die meiste Weisheit erforderte, aber vielleicht erfordert es — wie ich dir's, glaub ich, schon sagte — beharrlichstes, planvollstes und sorgfältigstes Vorgehen. Du bist mir während des Baues — das kann ich dir ohne Schmeichelei sagen — wirklich von Nutzen gewesen; denn du hast allen Eifer und all dein geistiges Fassungsvermögen darangesetzt, um die Anordnungen, die ich gab, zu verstehen und die

Sachen darnach ausführen zu lassen. Dahingegen hättest du während der letzten Vollendung des Werks keine Gelegenheit zu ernstlichem Tun mehr gefunden, denn die Mehrzahl der zum Schluss gelieferten Gegenstände ward in der Werkstatt hergestellt und kam fix und fertig hierher; so hast du also keinen Grund, dich zu beklagen; du hättest deine Tage hier verschwendet, während du sie doch auf der Schule, wie es scheint, recht gut genützt hast.“

„Ich hab noch nie solche Tapetenbehänge von bemalter Leinwand gesehen . . . aber die sehen sehr gut aus; man möchte sie beinahe für Wandteppiche halten.“

„Ja, und ich weiss auch gar nicht, wie diese einstmals viel geübte Art der Wandbekleidung so völlig wieder verloren gehen mochte; dass nicht jedermann sich flandrische Teppiche oder Gobelins aufhängen konnte oder Tapeten aus Korduanleder, wirst du ja begreifen. Diese Sorten von Wandbehängen kosteten sehr viel Geld, während die bemalte Leinwand kaum wesentlich teurer ist, als die Papiertapete und billiger ist als die Möbelstoffe mit Ausnahme des Druckkattuns. Hinwiederum mag man ein Gesellschaftszimmer oder ein Speisezimmer nicht mit bedrucktem Kattun tapezieren; das taugt für einen Schlafraum. . . . In die grossen Wohnzimmer aber gehören Tapeten, die ein samtartiges, warmes und dabei gediegenes Aussehen haben.“

„Und diese bemalten Leinentapeten sind gediegen?“

„Sie haben ein gediegenes Aussehen und sind auch wirklich gediegen; den Beweis dafür liefert dir die Tatsache, dass man in Reims solche Tapeten sehen kann, die aus dem 15. Jahrhundert stammen und vollkommen erhalten geblieben sind.“

„Wie erfolgt denn die Herstellung dieser Tapeten?“

„Man wählt dazu eine gitterartig gewebte oder geköperte grobe Leinwand, die absichtlich der Sackleinwand ähnlich gemacht wird; diese Leinwand befestigt man mit Zwecken über einem Rahmen; dann „schlichtet“ man sie, d. h. man trägt eine Schicht Leim mit etwas Wismutweiss auf. Sobald dann die „Schlichte“ getrocknet ist, geht man zur Bemalung über, die ganz so wie bei der Vorhangmalerei in der Theaterdekoration erfolgt. Malen kann man in dieser Weise, was man will: Blumenmuster, wie wir's gemacht haben, deren Ausführung auch nicht sonderlich kostspielig ist, da sie mit Hilfe von Schablonen erfolgen kann, oder Ornamente, Landschaften, auch Figürliches. Der Preis des Stoffes ist ein sehr unbedeutender, und der höhere oder geringere Wert solcher Leinentapeten richtet sich nach der Arbeit des Künstlers. Wenn die Malerei getrocknet ist, rollt man die Leinwand zusammen und versendet sie nun, ohne dass daraus grosse Kosten entstünden, nach überall hin. An Ort und Stelle werden sie dann nochmals auf sehr dünne Rahmen, die sogenannten Tapetenrahmen, gespannt. Es wird daher zwischen Tapete und Wand eine Isolierung

geschaffen, und auf dem Lande ist dergleichen auch nötig, da die geleimten Tapeten hier stets verderben; ja, wenn man den Winter über nicht heizt, geht man aus Angst vor der Feuchtigkeit so weit, dass man alsdann die Leinentapeten herunternimmt, sie zusammenrollt und an einem trockenen Orte aufbewahrt, um sie — ganz wie man's mit den Wandteppichen macht — im Frühjahr wieder aufzuhängen.“

„Als ich die Tür zum Empfangszimmer aufmachte, glaubte ich wirklich, du hättest Wandteppiche spannen lassen.“

„Die Grobkörnigkeit des Linnens gibt in der Tat den Stich des gewirkten Wandteppichs ziemlich gut wieder, und die Malerei nimmt die matten Töne der Wolle an. Alles in allem kann man sagen: es kosten die Tapeten unseres Neubaues kaum wesentlich mehr als die teureren Papiertapeten, die man heutzutage herstellt, und sie erfordern weniger Zeit; überdies aber hat man die Gewissheit, dass man seine Tapeten nicht bei aller Welt zu sehen kriegt.“

„Da hast du recht; ich bin schon oft in einen Gesellschaftsraum getreten und hab eine Tapete wiedererkennen müssen, die ich zuvor schon anderswo gesehen hatte. — Nun noch eins, Vetter; ich habe bemerkt, dass du auch Blitzableiter hast anbringen lassen?“

„Gewiss, das gebot die Vorsicht. Ich hab deren zwei aufsetzen lassen: einen auf das Dach des Trep-

penhauses, den andern mitten auf die Firstkante des Hauptdaches.“

„Ein einziger hätte nicht genügt?“

„Ich glaube nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil ein Blitzableiter nur diejenigen Punkte eines Gebäudes schützt, die innerhalb eines Kegels liegen, dessen Spitze die Spitze des Blitzableiters ist; so nimmt man es wenigstens an. Denn — im Vertrauen gesagt — sind sich die Physiker über die Wirkung des elektrischen Fluidums, über den Grad der Wirksamkeit der Blitzschutzvorrichtungen und die bei ihrer Anlage zu beachtenden Vorsichtsmassregeln noch nicht völlig im Klaren. Ich halte mich an meine eigene Erfahrung, und die hat mir gezeigt, dass ein der Gefahr noch so sehr ausgesetztes Gebäude niemals vom Blitz getroffen ward, wofern nur die Zahl der Blitzableiter eine genügende, die Erdleitungen ausreichend und jene miteinander verbunden und ihre unteren Enden ins Wasser oder in ein sehr feuchtes Erdreich hinabgeführt waren. Du weisst, dass das Wasser ein Leiter der Elektrizität ist; wenn nun die Drahtleitung des Blitzableiters in trockenem Erdreich endigt, so häuft sich die Elektrizität dort an und erzeugt Rückwärtsentladungen, die äusserst gefährlich sind. Das Gleiche tritt ein, wenn im Leitungsdraht Unterbrechungen vorhanden sind; der Blitzableiter wirkt dann wie eine Leydener Flasche; er lädt sich und bringt mehr Gefahr als Nutzen. Man hat daher auch eine Verlegung der Leitungen auf Glasisolatoren empfohlen;

doch hab ich nie gefunden, dass sonst gut angelegte Blitzschutzvorrichtungen aus Mangel an Isolatoren Unglücksfälle herbeigeführt hätten. Ich halte diese Vorsichtsmassregel für überflüssig, weil der Strom stets den geradesten Weg wählt. Dieser geradeste Weg ist aber der Leitungsdraht selber, wofern er sich nur in gutem Zustande befindet. Daher soll man freilich scharfe Knicke und Winkelbildungen in der Leitung vermeiden und sie soweit als möglich auf dem kürzesten und einem von der Vertikalen möglichst wenig abweichenden Wege nach dem feuchten Bodenreich hinabführen.“

Bei Tisch war nur von dem neuen Hause und der bevorstehenden Ankunft Mariens die Rede. Lebhaft ward hin und her beraten, wie man es anzustellen habe, dass die geplante Ueberraschung auch ja völlig gelinge. Dann musste die „Festordnung“ geregelt werden. Sie war Herrn von Gandelaus Kopfe entsprungen. Die heimischen Handwerksmeister und Werkführer, die an dem Hause gearbeitet hatten, wurden entboten, und ihnen sollte im Garten ein Schmaus gegeben werden. Der Schulmeister, der sich um Paulens Bildung bemüht hatte, der Bürgermeister, ferner der Gemeindepfarrer und ein paar Nachbarn und Freunde, unter ihnen Herr Durosay, der wieder in der Gegend erschienen war, sie bat man alle, dem Feste der Einweihung beiwohnen zu wollen. Auch die Arbeiter wurden nicht vergessen, und eine Festgabe war einem jeden von ihnen zugedacht. Am Abend aber sollte in dem neuen

Park für das ganze Landvolk ein Ballfest mit den üblichen Erfrischungen veranstaltet, und unter die Bedürftigen der Gemeinde sollten vom frühen Morgen an Lebensmittel verteilt werden.

Paul besorgte ernstlich, dass seine Schwester doch am Ende eine Ahnung von der ihr zgedachten Ueberraschung haben und jedenfalls gerade dann Verdacht schöpfen möchte, wenn die vor dem Ausbruch des Krieges in den Briefen an sie so viel erörterte Hausangelegenheit nun geflissentlich unerwähnt bleiben sollte. „Er hat recht“, sagte Frau von Gandelau. „Wenn Marie uns fragt, was denn aus jenem Entwurf geworden sei und dem Bauprogramm, das sie eingeschickt, wenn sie ferner wissen will, was wir das vergangene Jahr über getrieben, so werden wir Lügen über Lügen häufen müssen; am Ende werden wir uns verplappern, und überdies geht mir's ein bischen gegen den Strich, nicht aufrichtig mit ihr sprechen zu sollen. Wir werden's auch gar nicht fertig bringen, zwei oder drei Stunden lang in einem fort zu lügen; zuguterletzt würde uns auch Lucie verraten.“

„O nein,“ antwortete Lucie, „ich will ganz gewiss nichts sagen.“

„Dann werden deine Augen statt deiner reden, mein liebes Kind. Aber ich will die Sache schon in Ordnung bringen. Ihr lasst mich ganz einfach ein paar Minuten mit Marien allein. Da werd ich ihr sagen, Paul habe, um sich während der allzu ausgedehnten Ferienzeit zu beschäftigen, unter des Vet-

ters Leitung ein kleines Häusel gebaut. Ich will ihr's schon so darstellen, dass sie nichts weiter als einen Schuljungeneinfall dahinter vermuten soll. Sie wird an eine Spielerei denken und sich ein kleines Baummodell vorstellen, das vielleicht ganz hübsch gelungen sein mag. So werden wir nach Herzenslust und in scherzendem Tone von der Sache reden können. Nach dem Frühstück machen wir ihr dann den Vorschlag, Paulens Haus einmal in der Nähe zu besehen.“

Und so wurde es gemacht.

Paul konnte in der folgenden Nacht, wiewohl er am frühen Morgen schon von Paris fortgefahren war und seine Beine den ganzen Tag über in geradezu missbräuchlicher Weise in Bewegung gehabt hatte, nur wenig schlafen.

Am 19. Mai 1872 traf Herr und Frau N. um 9 Uhr 40 Minuten auf dem Bahnhof von X.... ein, und Herr von Gandelau erwartete sie in einer offenen Kalesche. Zwanzig Minuten später fuhren sie miteinander in den Hof des Schlosses. Dass mit stürmischen Umarmungen, Freudenausbrüchen und Freudentränen in den ersten Minuten dieses Wiedersehens eine arge Verschwendung getrieben ward, braucht hier nicht besonders vermerkt zu werden.

Frau von Gandelau hatte den jungen Eheleuten mit der allererdenklichsten Sorgfalt ihre Zimmer herrichten lassen, als ob jene einen Gott weiss wie langen Aufenthalt im Schlosse nehmen sollten.

Selbstverständlich entdeckte die Mutter auch

bald, dass ihre Tochter sehr viel schöner geworden; Marie dagegen fand, dass Paul sehr gewachsen sei und beinah einen Mann vorstelle, Fräulein Lucie aber fast eine junge Dame geworden sei.

Frau von Gandelau wusste es einzurichten, dass beim Frühstück von dem Hause nur als von einer bedeutungslosen Nebensache gesprochen wurde; man unterhielt sich vom Reisen und vom Kriege. Nach einer Abwesenheit von 22 Monaten konnte es ja an Gesprächsstoff nicht fehlen. Doch Paul war aufgeregt und zerstreut; die Schwester liess darob eine Bemerkung fallen: da wurde Paul bis über die Ohren rot.

„Ich glaube, der Paul führt etwas im Schilde,“ sagte Herr N.

Herr und Frau von Gandelau sahen einander an und lachten.

„Was gibt es denn?“ fragte Marie; „eine Verschwörung?“

„Kann schon sein,“ entgegnete Frau von Gandelau, „aber vergönn uns den Spass, sie gut zu Ende zu führen.“

„Fangt nur immer an, Mutter, ich werde mit Leib und Seele dabei sein.“

Nun natürlich durfte man von dem geplanten Spaziergang fürs erste nicht sprechen, denn man hätte sich verraten. So empfahl Frau von Gandelau ihrer Tochter, sich ein bisschen niederzulegen und die ihr sicherlich nottuende Ruhe zu geniessen. Herr N. erbat sich die Erlaubnis, ein paar dringende Briefe

erledigen zu dürfen, und so ward es wieder stille im Schloss. Draussen war es warm, und allein das Gessumme der Insekten über den Rasenflächen klang noch herein. Paul aber wusste nicht, was er mit sich anstellen sollte.

„Du bist noch kein Diplomat,“ sagte der Vetter zu ihm. „Zum Teufel auch, du musst dich ruhig verhalten! Du bist der einzige, der sich noch rührt im ganzen Hause. Du verrätst dich, wenn du's so weiter machst. Geh in dein Zimmer hinauf, nimm ein Buch zur Hand ein recht langweiliges, dass du drüber einschläfst und dir nur die Zeit vergeht.“

„Aber die Gäste warten ja schon alle!“

„Ei ja, das stimmt. So steig auf dein Pferd, jag nach dem Hause herunter und sage allen Eingeladenen, sie möchten einstweilen die Wunder des neuen Besitztums anstaunen und sich im übrigen mit Geduld wappnen. Sag, deine Schwester sei noch ein bisschen müde und könne ihr Erscheinen erst für den Nachmittag versprechen. Dann komm wieder.“

Paul liess sich das nicht zweimal sagen, denn noch länger so unbeweglich dazusitzen, dünkte ihn rein unmöglich. Zehn Jahre seines Lebens hätte er jetzt hingeben mögen, wenn seine Schwester nur endlich zu bewegen gewesen wäre, den Wagen zu besteigen.

Was mag sich wohl das Pferdchen gedacht haben, als es Paul bei 25 Grad Wärme im Schatten derart dahinjagen liess? Schäumend kam es vor dem neuen Hause an, und die meisten der bereits

dort versammelten Gäste glaubten, es wäre ein schreckliches Unglück geschehen. Da tat ihnen Paul mit unglaublich verstörtem Gesichtsausdruck zu wissen, dass Frau Marie ihr Eintreffen um einige Stunden hinausschieben müsse, da sie gegenwärtig ein Schläfchen tue.

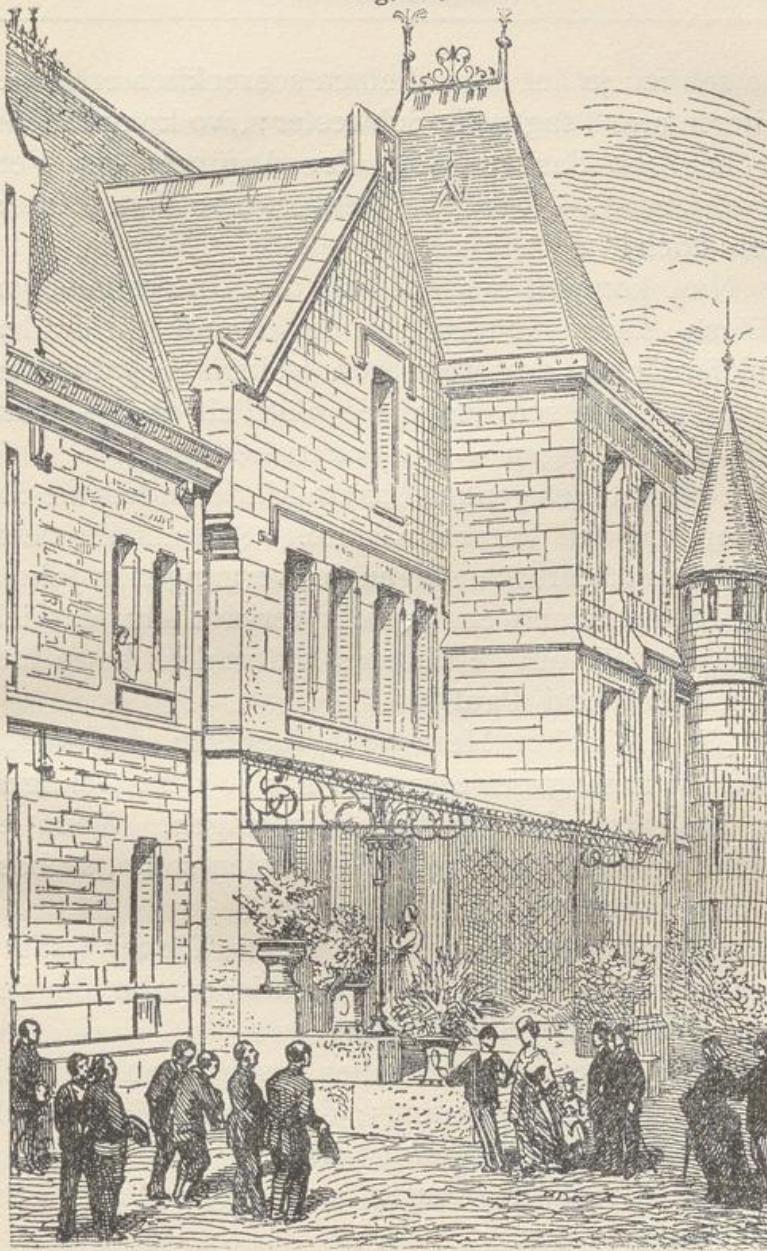
„Ei, wenn es weiter nichts ist?“ riefen alle, „uneilt's ja nicht; und nach einer so langen Reise ist so etwas doch ganz natürlich.“

Nun wollte jeder etwas Neues wissen von den Heimgekehrten, und man bat Paulen, dies und das sich ansehen zu dürfen. Paul war wie gebraten.

„So dürfen Sie mir aber nicht wieder zu Pferde steigen“, sagte der Herr Bürgermeister zu ihm; „Sie sind ja in Schweiss gebadet, und Ihr Ponny ist ganz weiss vor Schaum; ruhen Sie sich ein wenig aus und nehmen Sie einen Schluck Wein zu sich.“

Er musste sich drein ergeben, denn der Herr Bürgermeister hatte selber ein Fläschchen wohlfeilen Saumurer Landweins mitgebracht. Da tranken sie denn auf die Gesundheit der Heimgekehrten und auf das Glück des Hauses, und darüber verging eine Stunde. Endlich durfte er wieder nach dem Schlosse zurück: im gleichen Tempo gings wie zuvor. Als er aber eben den Rücken des Hügellandes erreicht hatte, sah er von weitem die Kalesche dem Hause entgegenfahren. Er bog schleunigst vom Wege ab, um von rückwärts her zu den Insassen der Kalesche zu stossen, und erreichte sie gerade in dem Augenblick, da ihnen der neue Gutshof zu Gesichte kam.

Fig. 62.



„Da seh ich ja auf einmal einen schrecklich erhitzten Reitersmann“, sagte die Schwester; „wo kommt denn der her? ist das vielleicht der Anführer der Verschwörung?“ — „Freilich,“ entgegnete ihre Mutter, „sieh doch!“

Nun konnten sie wirklich die Umrisslinie von Paulens Hause und die in der Sonne glitzernden Schieferdächer desselben von weitem gewahr werden. . . . Da schwiegen sie plötzlich und — man darf es wohl sagen — sie waren bewegt.

„Ich hatte es geahnt,“ sagte Marie, indem sie die Mutter und den Vater umarmte. „So habt ihr denn doch in den Schreckenstagen des vergangenen Jahres unser gedacht und ein Projekt verwirklicht, das ich immer nur für ein geträumtes Luftschloss hatte halten mögen! und Paul!“

„Paul,“ nahm Herr von Gandelau das Wort, „Paul ist fleissig gewesen und hat zu dem Gelingen des Projekts sein gut Teil beigetragen. Wenn er einmal ein tüchtiger Architekt werden sollte, so hast du den ersten Grund dazu gelegt.“

„Na und du sagst ja gar nichts, Lieber,“ sagte Frau von Gandelau zu ihrem Schwiegersohn, der ihr eben zärtlich die Hand küsste.

„Der Vater hatte mir alles geschrieben, und ich wusste von dem Geheimnis; doch mag Marie euch sagen, ob ich's gut bewahrt habe.“

„So waren wir verraten, armer Paul!“ rief Frau von Gandelau aus.

„Der Vater wollte wissen, ob eine feste Nieder-

lassung auf diesem Boden nicht etwa unsern eignen Zukunftsplänen zuwiderlief. Ich schrieb ihm zurück, dass ganz im Gegenteil er diesen Zukunftsplänen zuvorkäme, und dass mich selbst nur ein einziges Bedenken würde hindern können, nach unserer Verheiratung mich hier anzubauen, die Besorgnis nämlich, wir würden euch betrüben und euch glauben machen, dass wir eurer elterlichen Gastfreundschaft nicht den Wert beilegten, den ihr ihr allezeit zu geben wisst. Marie will einen grossen Teil des Jahres hier wohnen; in diesem Landstrich, in dem sie geboren ward, wird sie gekannt und geliebt; so könnte ihr ja gar nichts angenehmer sein als in eurer Nähe, fast vor euren Augen eurem Beispiel folgen zu dürfen, ohne euch durch eine dauernde Niederlassung in dem von euch bewohnten Hause Ungelegenheiten bereiten zu müssen. Sie selber zu befragen, hatt' ich nicht nötig, wusste ich doch, dass ihr ihr einen Traum verwirklichtet, dem sie mit besonderer Liebe nachhing, ohne doch auf eine so nahe Erfüllung hoffen zu können.“

„So ist denn alles beim Besten,“ erwiderte Frau von Gandelau und sah ihrem Gatten ins Auge, denn sie musste der Worte gedenken, die er vor zwei Jahren einmal eines Abends zu ihr gesprochen hatte.

Vor der Freitreppe des neuen Hauses wurde die Familie mit Hochrufen empfangen. Bevor man's jedoch betrat, machte man einen Rundgang um das Aeussere, und als sie hierbei der Gruppe der Handwerksmeister und Werkführer begegneten, stellte sie

Paul seiner Schwester vor, indem er hinzusetzte, dass der Bau schwerlich in knapp zwei Jahren wäre vollendet worden, wenn nicht diese Männer, erfüllt von dem Wunsche einer baldigen Heimkehr Mariens, all ihren Eifer dem Werk gewidmet hätten. Diese Artigkeit, von Paulen in zierlichen Worten vorgebracht, und mehr noch das anmutige Wesen seiner Schwester, die sich angelegentlich erkundigte, was ein jeder von ihnen geleistet hatte und wie es ihren Familien erginge, und den Wunsch aussprach, recht oft ihre Tätigkeit in Anspruch nehmen zu dürfen, gewann ihr die Herzen der biedern Leute, die zum grösseren Teile sie noch als ganz kleines Kind gekannt hatten.

Marie wollte alles in Augenschein nehmen. Und da gab es Freudenausbrüche auf Schritt und Tritt, und Paul musste sich von seiner „Klientin“ an die zwanzig Umarmungen gefallen lassen. Herr N. hatte sich an den Vetter angeschlossen, der selbstverständlich mit herzlichsten Worten beglückwünscht wurde.

Herr Durosay aber konnte seine Bewunderung überhaupt nicht meistern und rief ein übers andre Mal aus:

„O, welch eine entzückende Ritterburg!“

„Aber mein verehrtester Herr,“ sagte Marie endlich, indem sie ihm plötzlich zur Seite trat, „warum nennen Sie dies eine Burg und gar eine Ritterburg? Ich habe keine Vasallen und verspüre auch nicht den Ehrgeiz, welche zu besitzen. Sagen Sie doch, dass es ein Haus ist, von denen, die mich lieben,

für mich erbaut, und unsern Freunden und denen nicht minder, die unser bedürfen, allzeit geöffnet.“

Paul aber soll entschiedener als jemals zuvor den Beschluss gefasst haben, die Baukunst zu seinem künftigen Beruf zu wählen.